

Echo : "Da hat mich etwas gestochen ... " : eine Antwort auf die Frage "Warum und wozu denn noch Heime?" in Nr. 5/83

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **54 (1983)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Da hat mich etwas gestochen . . .»

Eine Antwort auf die Frage «Warum und wozu denn noch Heime?» in Nr. 5/83

Lieber Herr Bollinger,

schon lange wollte ich Ihnen einige Zeilen schreiben zu Ihren Gedanken, die Sie über die Frage «Warum und wozu denn noch Heime?» im Mai-Heft im Hinblick auf die Wattwiler VSA-Tagung abgedruckt haben.

Da hat mich etwas gestochen, was mich für Ihren weiten Geist eine «unangemessene», für ein verbreitetes Denken in den Heimen aber symptomatische Erscheinung dünkt. Ist es nicht seltsam, dass Ihre Gedanken gewissermassen mit einer Definition beginnen, die den Blick für die menschlichen Beziehungen im Heim sogleich ängstlich auf das Alleräusserste, das «Handgreiflichste» einengt? Wollten Sie uns Heimleute vielleicht vor allzu erschreckenden Ideen bewahren, sagen wir einmal vor dem Gedanken, dass ein Heim genauso um der Biographie der Heimmitarbeiter willen da ist, wie um der Biographie der übrigen (betreuten) Heimbewohner willen?

Also, da schreiben Sie gleich zu Beginn Ihres Artikels folgenden Satz:

«In den Heimen werden Menschen betreut, die der Hilfe durch Dritte bedürftig sind.»

Ich glaube, weil die in den Heimen tätigen Menschen nach meiner Erfahrung (sehr) oft eine negative Einstellung zum *Heim als Lebensform* haben, stützen sie sich mit ganzer Kraft auf das in jedem Fall unwiderlegbare Argument der Hilfsbedürftigkeit der andern, der Betreuten. Sie selbst wissen sich dann – da nicht hilfsbedürftig – von der heimschaffenden Kraft ausgenommen. Die Heime brauchen wir einfach, weil es Menschen gibt, die – faute de mieux – nicht anders betreut werden können.

Dass diese – leibliche und seelische – Hilfsbedürftigkeit in einem Masse besteht, die immer nach einem Angebot an schutzbietenden, hilfeleistenden Heimplätzen rufen wird, ist mir natürlich völlig klar.

Ist diese Hilfsbedürftigkeit aber wirklich die einzige Heime schaffende Kraft? Oder könnte es nicht auch sein, dass Menschen – wenn auch zumeist gänzlich unbewusst – Heimgemeinschaften aufsuchen, weil wir die nicht blutsverwandte Gemeinschaft als Lebensform benötigen? Oder hier sogar mit anderen Individualitäten zusammentreffen (müssen), mit denen wir sonst nie in eine genügend tiefgreifende Beziehung kommen könnten?

Ich meine, vor allem das Altersheim lasse diese Perspektive durchaus zu. Wenn ich die Beweggründe zum Heimeintritt etwas belausche, so finde ich immer «äussere Argumente», wie Beschwerlichkeit der Haushaltsführung, Angewiesensein auf Pflegeleistungen, Einsamkeit usw. Und doch bleiben wohl um das Vielfache mehr Betagte mit den selben Anzeichen für Hilfs- und Schutzbedürftigkeit in ihrer

Wohnung. Sie sterben endlich dort, in einem Pflegeheim oder im Spital. Genaugenommen sind doch Altersheime, wenn wir sie bloss an ihren objektiv *absolut unerlässlichen* physischen Stütz- und Schutzleistungen messen, fast überflüssig. Und es ist ja nicht von ungefähr, wenn sie heute schon in der breitesten Öffentlichkeit als nutzlose Kostenproduzenten betrachtet werden.

Es ist interessant, dass den Altersheimen eigentlich nur dort Berechtigung zuerkannt wird, wo sie schwere Pflege und Betreuung übernehmen, die in einem Privathaushalt nicht mehr geleistet werden kann, das heisst dort, wo die Altersheime zu Pflegeheimen geworden sind. Und noch interessanter ist es, dass die Heimleiter die Berechtigung der Altersheime selber ausschliesslich mit den gleichen Argumenten begründen. (Weshalb eigentlich beklagen sie sich dann immer darüber, dass ihre Heime immer mehr zu Pflegeheimen werden?)

Dieser Widerspruch löst sich vielleicht, wenn wir sehen lernen, dass die Heimgemeinschaft *als solche* von den Menschen gesucht wird – von den Heimbewohnern und von den im Heim Tätigen. Ob sich wohl im Verhältnis von Betreuten und Betreuern hier noch etwas löst, auf das diese Begriffe gar nicht mehr anwendbar sind? Wo das Reden von Mitmenschlichkeit keine unverbindliche Phrase mehr sein kann?

Es wird ja viel davon gesprochen, dass sich das Verhältnis Betreuer/Betreuter nicht verwischen oder gar umkehren dürfe. Das ist sicher richtig, soweit es um die physischen und seelischen Bedürftigkeiten des Heimbewohners geht. Aber vielleicht wird doch auch immer wieder richtig geahnt, dass es eine tiefere Ebene gibt, auf der der Heimleiter, der Erzieher, die Pflegerin den Heimbewohner treffen will, in einer freien, das heisst nicht bluts- oder familiengebundenen Lebensform. Ob sich in diesem Phänomen «Heim», wenn auch gänzlich unverstanden und deshalb vielfach verzerrt, sogar etwas Zukünftiges verbirgt?

Mit freundlichen Grüssen

Ihr Ulrich Zimmermann,
Altersheim Tannenrauch, Zürich

Zugegeben: Ich bin zu wenig mutig gewesen

Sehr geehrter, lieber Herr Zimmermann,

für Ihre Zuschrift möchte ich Ihnen danken, zuerst und sehr herzlich – danken aber auch dafür, dass Sie dem Vorschlag, sie im VSA-Fachblatt «Schweizer Heimwesen» abzdrukken, zugestimmt haben. Es ist nicht bloss eine höfliche Redensart, wenn ich sage, dass mich wirklich

freut, was Sie schreiben, weil es mir zu denken gegeben hat. Ich meine, denken sei gesund, sei ein nützliches Geschäft. Ich gehöre nicht zu den sogenannten Praktikern, die das Nachdenken für entbehrlich halten. Es wäre schön, wenn Ihre Antwort auf meine «Gedanken zum Thema Betreuen statt Versorgen» auch auf die Heimleute unter den Fachblatt-Lesern die gleiche anregende Wirkung haben und wenn der Abdruck gerade ihnen Mut machen würde, offen ihre Meinung zu äussern und somit dem von Ihnen gegebenen Beispiel zu folgen, in diesem oder in einem anderen Fall.

Ich stimme Ihnen durchaus zu: Dass in den Heimen Menschen betreut werden, die der Hilfe durch Dritte bedürftig sind, ist eine zwar nicht zu widerlegende, aber eine triviale Feststellung. Ich stimme Ihnen zu, wenn Sie sagen, dass ein Heim auch um der Biographie der Heimmitarbeiter willen dasein könne, und erst recht stimme ich zu, wo Sie auf die (im Heim mögliche) Gemeinschaft von Menschen hinweisen, auf eine in die Zukunft gerichtete Lebensform, bei der die Rangfolge im

Verhältnis von Betreuer und Betreutem unwichtig wird und bei der die Frage, wer auf wen mehr angewiesen sei, in den Hintergrund tritt.

In der von Ihnen gewiesenen Richtung müssten wir, glaube ich, weiterdenken, wenn wir für das Recht des Vorhandenseins der Heime zu Begründungen gelangen wollten, die weniger dürftig und weniger banal sind als die jetzt üblichen. Für das, was Sie meinen, ist mir bis heute kein besseres, zutreffenderes Wort eingefallen als das Wort Heimat. Heimat, die diesen Namen verdient, kann nur unter *Menschen* entstehen, welche die *Gemeinschaft in Freiheit* suchen. Hiervon war in meiner im Mai-Heft erschienenen Betrachtung ebenfalls schon die Rede. Aber – gebe ich zu: Ich habe «die Sache» zu vorsichtig verpackt. Ich bin zu vorsichtig, zu wenig mutig gewesen. Nun bin ich froh drüber, dass mir Ihre Zuschrift Gelegenheit gibt, ein bisschen Flagge zu zeigen.

Ich grüsse Sie und Ihre Frau mit guten Wünschen

H.B.

Erzieher und Zögling

Das Erleben von Grenzen zwischen Ohnmacht und Reifung

Von Dr. Martin Zöllner, Zürich *

Stellen Sie sich einen jungen Vater vor, der noch nicht lange Vater geworden ist, viel Psychologie gelesen und sich vorgenommen hat, sein Kind möglichst antiautoritär, möglichst permissiv, möglichst nachsichtig, möglichst ohne Strafen zu erziehen. Dieser Vater wird dann in den Erziehungsalltag geworfen mit seinem eigenen Kind. Er stellt zunehmend fest, dass, wenn er sein Erziehungskonzept der antiautoritären Erziehung und der permissiven, das heisst nachsichtigen Erziehung verwirklichen will, seine eigenen Bedürfnisse wesentlich zu kurz kommen. Das ist eine permanente Kollision, die Tag für Tag stattfindet. Er kommt zum Beispiel abends nach Hause, möchte gerne für sich sein oder möchte seine Post öffnen und lesen. Sein junger Sohn oder seine Tochter aber bemächtigt sich seiner, läuft auf ihn zu und verlangt sofort seine volle Aufmerksamkeit. Er, überzeugt davon, dass das Kind stets die hundertprozentige Aufmerksamkeit des Vaters braucht, widmet sich ihm und wendet sich ihm zu. Mit der Zeit – es gibt viele Beispiele dafür – entwickeln sich beim Vater gewisse innerliche Aggressionen gegen diesen Eindringling in der Familie, der ihm die Freiheit im Vergleich zu früher wesentlich beschneidet. Das ist besonders bei

solchen Vätern und Müttern der Fall, die vielleicht früher viele Jahre ohne Kinder gelebt haben.

Das Kind bedroht also den Freiraum des Vaters, von dessen psychologischem Konzept her das gar nicht so sein dürfte. Die psychologischen Konzepte sehen ja anders aus. Sie sprechen meistens nur davon, welches Glück und welche Vollkommenheit ein Kind bedeutet. Es bleibt dem Mann also nichts anderes möglich, als diese Aggressionen zu verdrängen. Damit sind sie natürlich nicht verschwunden, sie sind untergründig da, und es wird irgendwann einmal zu einem Ausbruch kommen. Vielfach ist es dann so, und bei unserem jungen Vater ist es auch so, dass ein sehr unbedeutendes, nichtiges Ereignis plötzlich die Wut zum Ausbruch bringt und zum Beispiel das Kind wegen eines unbedeutenden Vorfalls angeschrien wird. Der Vater entwickelt wegen dieses Ausbruchs in der Folge wieder schwere Schuldgefühle, es entwickelt sich eine schwere Diskussion mit seiner Frau über Erziehungsmaximen und über die Art des Umgangs. Das Kind wird misstrauisch ihm gegenüber, da es ihm die vorgegebene Milde und Nachsichtigkeit nicht mehr so richtig abnimmt, denn er hat sie ja nicht durchhalten können. Wir könnten das Beispiel noch beliebig weiterführen. Es geht mir darum, Ihnen zu zeigen, dass dieser junge Vater, der mit bestem Wissen und Gewissen ein Erziehungskonzept verwirklich-

* Vortrag gehalten am «Fürigen-Kurs» 1982 des SVE, welcher im Spätherbst letzten Jahres dem Thema «Umgang mit Grenzen in der Erziehung» gewidmet war; vgl. «Schweizer Heimwesen» Nr. 12/82, S. 520 ff.